

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 116 Bydgoszcz, 23. Mai Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(3. Fortsetzung.) ———

6.

Da ist ein Herr bei der Witwe Ameiser eingetreten, jawohl, ein Herr, man merkt es an seinem vornehmen Gewand, das die Augen zuerst erreichen, wenn sie sich von dem Zwirnsfaden heben, den man da durch die Leinwand zieht; aber sobald sie höher steigen, erkennen sie ein bekanntes Gesicht, schau nur, der Schneider Nikolaus Tschinderle ist gekommen, die Afra zu holen; er will sie auf den Jahrmarkt führen, wenn die Mutter Ameiser nichts dawider hätte. Nein, er soll sie nur ein wenig unter die Leute bringen, das ewige Sinnieren in der Stuben nimmt ihr schon die gute Farb vom Gesicht.

Wie er sich denn so herrschaftlich herausputzen habe können, möchte die Wittib auch noch wissen. Ja, wenn man die Afra auf den Jahrmarkt führen will, müsse man schön und ordentlich angetan sein, und ob denn die Mutter Ameiser noch nicht wisse, daß er dem durchlauchtigsten Fürsten einen neuen Rock angemessen habe, und die Schneiderei hätte einen goldenen Boden, auf dem es sich wohl zu zweit und auch zu dritt leben ließe. Es ist genug, was man damit der alten Frau zu rätseln aufgegeben hat.

Nikolaus Tschinderle geht mit Afra auf den Jahrmarkt, sie trägt ein langes Kleid aus hellblauem Stoff und dazu eine blaue Jungfernhaube, sie sind wie angeschaffen zu dem bräunlichen Gesicht, auf dem auch im Schatten etwas glänzt wie ein Schein von Sonne, und hinter der Wangenhaut, da glimmen zwei Bröckchen von Glut. Jetzt sollen sie nur reden, die Leute von Sankt Herberg und die Leute, die aus den Dörfern sind gekommen, wie sich Nikolaus Tschinderle gehabt, als wäre die Afra seine Braut. Er redet in sie hinein, was mag er ihr nur zuflüstern, wie sie an der rot und grün gemalten Wiege vorbeikommen, und bleiben sie nicht an der Truhe mit den schwarzen Beschlägen, den gelben und blauen Blumen stehen, als berieten sie, was sie da hineinlegen könnten? Und wie sie vor der großen Leinwand stehen, wo der glatzköpfige, heisere Schreier eine grausige Moritat verkündet und mit einem langen Stab zu den Bildern hinweist, da ist die Schulter des Schneiders so dicht an der Schulter der Afra, daß zwischen ihnen für den kleinen Hoisen Sohn kein Spalt mehr offen bleibt, und er zu plärren anhebt.

Die Afra freilich, die redet nur wenig zurück, und ihre Augen sind selten bei dem Nikolaus, sie wandern immerfort herum, als suchten sie jemand und etwas, sie bleiben haften an Seidentuch und Zierat, sie sehen das Geldstück, wie es in einer Hand gleisnerisch aufleuchtet, sehen den neumodischen Frauenschuh unter dem Rocksaum.

Nikolaus Tschinderle, der wenig weiß von der Sucht so eines Mädchens, zieht es von der Moritat zu dem Feuerfresser hin, und auch dort fällt es ihm nicht ein, die Afra mit süßem Zeug zu füttern, wie es ihr auf dem Jahrmarkt gebührt. Er füttert sie mit großen Worten, wie nun dem durchlauchtigsten Fürsten auch andere Herren folgen würden, schon gibt einer dem anderen die Türklinke in die Hand, wie es nun an der Zeit wäre, ein eigenes Haus zu bauen; wie bald hat es so ein leichtzüngiger Schneider vom Keller bis unter das Dach hinauf eingerichtet.

Doch so ein Haus aus Seifenschaum ist weniger als ein Krüglein voll Met und ein kleiner, brauner Ziegel Lebzelt. Ein sommersprossiger Mensch hat sie auf seiner Hand, und diese Hand ist wie ein Teller, den er zu Afra hinreckt. Dazu sagt er noch:

„Ein Imbiß, schöne Jungfrau."

Wohl geht diese unvermutete Anrede, die aus dem Schatten unter einem Leinwandzelt kommt, dem Schneider wie ein Stich durch das Herz. Aber er sieht die braunbesprenkelte, blasse Haut, sieht die schütteren Haare des Mannes im Hinterhalt, seine rote, große Hand, er denkt an seine eigenen zarten, weißen Schneiderfinger, und es ist seine plötzliche Angst gleich gering. So darf der nicht beschaffen sein, der ihn bei der Afra Ameiser ausstechen möchte, denkt sich Nikolaus Tschinderle, und wenn er auch der Kramer Glückauf aus dem Dorfe Gemünd ist, der mit allem handelt, was man im Land in Münze verwandeln kann. Darum ist er niemandem in Sankt Herberg fremd, er bringt das Lärchenpech und den Speik aus dem Gebirg und bringt Spiegel, Taschenmesser und Rosenkränze zu den Bauern zurück, er tauscht bei ihnen Tierhäute gegen Leder ein, Wolle gegen Tuch, er kauft Honig und Bienenstöcke, Weinmost und Holz, er verkauft Werkzeug und Tabak, Feuersteine und Arzneien. Und Bänder und Flitter für die Frauen, darum weiß der rothaarige Kramer auch, wie man so ein junges Frauenzimmer ködern muß. Sieben Fürsten kannst du, dalketer Schneider, hintereinander einen neuen Rock anmessen, es gilt einem Mädchen wie Afra nicht so viel wie ein Krüglein süßer Met und ein süßes Lebzelt. Mit zwei Händen greift sie danach.

Aber glaub du, sommersprossiger, rotpratzeter Bandelkramer, glaub du nur ja nicht, daß der Schneider Nikolaus Tschinderle von so einer großmächtigen Anred weggeblasen sein wird. Jetzt, wo du ihn so aufhussen magst, wird er dir seine Zähne zeigen. Ist nicht wahr, daß sie nur den Zwirnsfaden am Knopf abbeißen können, wirst es schon wahrnehmen, daß sie noch zu anderem zu gebrauchen sind. Sieht es die Jungfrau Afra nicht, wie die Fliegen die Haut des Kramers angesprenkelt haben und daß seine Hand groß ist wie ein Buchenscheit, dann muß Nikolaus den Dorftandler halt auf eine andere Weise übertrumpfen.

„Sie wird sich mit dem Geschlader bloß den Magen verpappen", sagt er verächtlich. Es möchte solche Weissagung allein ihr wahrscheinlich nicht das zinnerne Krüglein vom Munde nehmen, aber der Nikolaus setzte noch

hinzu: „Ist ein rechter Altweibersaft.“ Mit den alten Muhmen, die ihre Köpfe in Tüchern eingeschlagen haben, möchte sich die junge Anmeiserin schon aus purem Aberglauben nicht in einem Atem zusammentun lassen, und deswegen spuckt sie den Schluck Met, der schon auf ihrer Zunge gelegen ist, wieder herzhaft aus.

„Einen Wein wird Sie trinken, Afra, einen süßen Wein“, sagt Nikolaus Tschinderle stolz, als sei er es gewohnt, an jedem Tag jemand zu bewirten, und seine Augen schauen im Kreis herum, um auszukundschaften, wo er dem verwünschten Windbeutel entkommen könnte. Dabei überschlagt er auch ganz im geheimen das Geld, das er bei sich trägt; zu der Wahrsagerin hin tät er sich nicht getrauen zu gehen, damit sie sich nicht vor allen Leuten darüber verwundert, wie er mit ein paar kupfernen Batzen eine Jungfrau auf den Jahrmarkt führen kann; für den Wein aber wird es reichen.

Während er noch herumspäht und dabei so tut, als könnte er durch einen gläsernen Kramer hindurchschauen, redet hinter der jungen Anmeiserin schon wieder eine andere Stimme; es ist ein tiefer, ein fetter Baß.

„Strengen sich nicht an, die zwei Herren, scheint mir.“

Der hat noch gefehlt, der Roßhändler Pusterer; die Witwe Ameiser wäscht ihm die Wäsche, und ist auch mancher Nadelstich der Tochter an ihr. Er kehrt manchmal bei den zwei Frauen zu, der untersetzte, angeschoppte Roßtäuscher, man hat ihn manchmal an dem Fenster, aber auch drinnen in der Stuben angetroffen, von einem zum anderen Male ist sein Gesicht röter, und es will ihn noch immer nicht treffen der saumselige, unverläßliche Schlägel Gottes. Kann der jetzt nicht einen Bauern betrügen oder einem anderen Roßhändler die Haut über die Ohren ziehen, muß gerade zu dieser Stunde seine Gaunerei Feierabend haben?

Die Afra dreht ihren weißen, glatten Hals nach dem Baß. Es ist für ihn ein geringer Trost, daß sie dem Pusterer zulacht, wie früher dem Glückauf; der wird grün und gelb vor Neid. Es ist gut, daß es auf dem Platz vom Marktlärm hallt, so kann der Pusterer nicht hören, was der Glückauf vor sich hinbrodelt.

„Soll ein Andenken haben, die schöne Afra, an diesen Jahrmarkt.“

Kommt der Baß nicht geradewegs aus der schwarzen Hölle herauf?

Da bemerken der Schneider und der Kramer das zierliech Ding in der Hand des Roßhändlers, es ist eine kleine Muttergottes aus gelblichem Elfenbein, kein Auge wendet Afra von ihr, und sie schaut nieder auf das Bildnis in ihren Fingern, als wär überhaupt kein einziger Mann bei ihr.

Der süße Met war gefährlich, aber dieses Helffenbein ist noch gefährlicher, das spürt Nikolaus Tschinderle in dem Augenblick, da er seiner gewahr ist worden. Jetzt mußt du einen großen Sprung tun über die winzige heilige Frau, und es wird dir wohl den Atem nehmen, wenn du über sie kommen willst.

„Was kann sie tun damit?“ zweifelt Nikolaus Tschinderle, „sie kann es nicht essen, sie kann es nicht anlegen.“

„Die Muttergottes ist geweiht“, rumpelt der Baß, und es tut sich der Himmel nicht auf, daß gerade der sich mit so frommer Herkunft prahlt.

„Ein Seidentüchel, ja“, lockt der Schneider, „ich hab es der Afra für diesen Jahrmarkt vermeint.“

Da kommt das dunkle Augenpaar zu ihm und fragt ihn: Wo ist es? Zu gleicher Zeit trauern die kupfernen Batzen: Jetzt müssen wir alle wandern. Nikolaus Tschinderle hört schon nicht mehr auf ihr aufgeregtes Geklimper, er sieht sich um, wo er am besten das Kupfer in Seide verwandeln könnt, auch der Roßhändler ist jetzt aus Glas, aber noch hat er sich nicht zum Letzten entschlossen, da hat er den dritten am Hals, den Wirtssohn Reindl, den Lidrian und Tagdieb, für den der Jahrmarkt ein guter, herzgewünschter Anlaß ist, sich in Sankt Herberg herumzutreiben und verschiedene Leute in Saft zu bringen.

„Hat ja noch einen leeren Hals, die Afra“, staunt er, „da bin ich gerad zur rechten Zeit gekommen.“

Und schon hat er einen Silbertaler zwischen den Fingern, hat gleich darauf ein silbernes Kettlein dafür gewonnen und die Afra ein paar Männersprünge weit zu sich hin verlockt, indem er das Kettlein über die zwei Daumen hängt, und es baumelt an ihm auch ein kleines silbernes Herz.

Dieses Herz ist nicht größer als ein Fingernagel, und man muß scharf hinschauen, um es auf dem blauen Kleid überhaupt auszunehmen, aber es ahnt Nikolaus Tschinderle in einer großen Angst sogleich, was für ein Zauber in so einem Silberherzen verborgen sein kann. Met und Wein sind bald vertan, eine elfenbeinerne Muttergottes verstaubt in einer Lade, und ein Seidentüchel dauert nicht ewig, man kann es zudem nur manchigsmal auf sich tun. Ein silbernes Herz aber, von dem trennt man sich nicht so bald wieder, so ein dünnes Kettlein ist fester geschmiedet als die grobe Eisenkette am Radschuh. Gegen dieses wunderhafte Silber mußt du einen besonders kräftigen Zauber haben; jetzt strenge dein Kreuzköpflein nur an, du galltropfender Schneider, jetzt hilft dir dein finsteres Gesicht wenig und nichts deine Hoffnung, daß den Kramer sein Geiz fortziehen könnte, den Wirtssohn die Obrigkeit und den Roßhändler der Tod. Auf so einem Jahrmarkt feiern sie alle drei, da mußt du, nachdenksamer Nikolaus Tschinderle, schon selber dein Helfer sein.

Wie kann man Met, Elfenbein und Silber am schnellsten überbieten? Wie ein Blitz fährt es in seinen Kopf: Mit Hochzeit!

Und mitten auf dem Jahrmarkt, in dem Gewirr von Menschenstimmen, Roßgewieher und Hundegebell, selber angetrieben von dem Lärm, will er rasch eine alte Sache zu Ende bringen, noch ehe die drei Mannesleute recht begreifen, wie ihnen geschieht. Ihr Mund wird noch offen sein, da wird er seinen Mund schon nach einem letzten Worte wieder geschlossen haben. Vielleicht würde er an einem stillen Orte säumen, weil die Antwort eines überraschten Frauenzimmers nicht gewiß sein muß, aber hat er nicht noch die zutrauliche Rede des Mädchens Afra in seinem Ohr und den halben Segen der Leute von Sankt Herberg, die ihn und das Mädchen längst zusammengetan haben? Und hier auf dem Jahrmarkt, wo er ein Feuer unter den Sohlen spürt, muß er mit drei Mannsbildern um die Wette laufen. So macht er gleich einen wilden Satz über die anderen hin; niemand möchte es dem sanften, mondsüchtigen Schneider zutrauen.

„Afra, sagen wir es ihnen, daß wir so gut wie versprochen sind.“

Nun müßte das Mädchen nicht ein paar Tropfen Met verschluckt haben, es dürfte nicht die Muttergottes in der Hand halten und das Kettlein an der Haut spüren, dann könnte es vielleicht nach seinem Sinn zureden. So aber ist es eingesponnen von dem Zauber fremder Dinge; sie machten es hochfahrend, und die drei Männer, von denen sich jeder wie ein versteckter Werber benahm, vermehren ihre Scham und Hoffart.

„Der Herr Tschinderle hat wohl ein Schwalbennest im Kopf?“

Jedes Wort ist eine Nadelspitze.

„Afra . . . Afra . . .“ Die Stimme tappt herum, als wäre sie blind.

Aber das Mädchen ist schon einige Schritte weit fort; der Roßhändler hat es um den Leib gefaßt, er legte die Hand so fest an ihn, wie er es von den Pferden her gewohnt ist. Und hinter dem Paare wiehern der Kramer und der Wirtssohn davon. Ja, an so einem feinen Silberkettlein kann man wohl ein junges Mädchen vom Fleck ziehen, von wo sie sonst ein paar Rösser nicht fortbringen würden.

Alles andere hätte dem Nikolaus Tschinderle geschehen dürfen, nur dieses nicht, daß sie mit Gelächter von ihm gingen. „Ich mag nicht deine Braut sein“, hätte Afra sagen können, oder „Mich gelüstet es nicht, Hochzeit zu machen.“ Aber daß sie mit den drei Widersachern von dannen ging und er wie geächtet zurückblieb, daß sie sich nicht mehr nach ihm umwandte und ihm auch auf solche stumme Weise zu verstehen gab, wie er nur ein armseliger Schneider sei, das schlägt sein empfindsames Herz mit Ruten. Ein Niemand bist du, sagt der Rücken der Afra

zu ihm, und ist doch ein wunderbar dunkles Himmelblau, ehe er in dem Gewühl verschwindet.

Was nützt dir das vornehme Gewand des Harun al Raschid, es hat dich betrogen, du bist und bleibst ein Schneider auch darin. Ja, wenn du ein Kramer wärest, könntest du Sommersprossen und fuchsrote Haare haben; warum bist du nicht ein Roßhändler, du könntest den Geruch der Ställe an dir tragen, oder . . . ach, es wird nicht anders mit dem Gejammer über die verfluchte Ordnung der Welt. Nikolaus Tschinderle zerschlägt etwas, das unsichtbar ist, mit seiner Faust in der Luft.

Man müßte etwas sein, das mehr ist als ein Kramer, ein Roßhändler, ein Wirtssohn zusammen. Selber muß man es sich richten, daß die Leute den Hut vor einem ziehen. Und wenn man nicht schon in der Wiegen ein Herr ist geworden, dann muß man später ein Herr werden auf seine Weise. Sind in der weiten Welt nicht auch andere in die Wälder gegangen und haben sich, vom Gebirg, von Schlucht und Wald zum Herren machen lassen, und es haben denen, die schuld an solchem Auszug waren, die Zähne aufeinandergeschlagen, bis sie wiedergekehrt sind aus dem Wald, und es ist ihnen die Lust zum Lachen und Verspotten vergangen.

Gereuen soll es dich noch einmal, du hochnasige Afra Ameiser, was du mir zu dieser Stunde angetan hast, aber dann wird es zu spät sein, und wenn du auf deinen Knien zu mir herrutschen magst. Wo ist es beschlossen, daß ich immer nur ein Schneider bleiben muß? Die Leute sollen von mir reden, daß dir, du leicht verlockte Afra Ameiser, einmal Tag und Nacht die Ohren davon klingen werden. Und wenn ich einmal an deine Tür klopfen tue, dann kannst du deine drei Mannsbilder rufen, wir werden ja sehen, ob sie dir beistehen.

Nikolaus Tschinderle schluckt Galle und Tränen hinab, bald ist eine Scham in ihm, die brennt wie Feuer, bald ein Zorn, der kocht sein Blut, und bald eine Sucht, die glüht mehr als die anderen zwei zusammen. Oh, er muß einer werden, von dem sie immerfort reden, den sie fürchten und verwünschen, den sie rufen und loben, seinen Namen sollen sie mehr im Mund haben als den Namen des Schwarzen Zeno, das ganze Land muß voll sein von dem Gered, und es soll seine gehörige Zeit dauern; wie es ausgehen mag, daran denkt der Schneider nicht. Es wird schon sein End nehmen, vorher aber kommt noch eine Spanne voll großmächtigem, wildem Leben, es muß sich auszahlen, es zu führen. Gelitten hat man dafür schon genug, daß man es als Lohn empfangen dürfte. Es fangen jetzt alle Narben zu schmerzen an; alle üblen und bösen Worte, die ihm jemals zugeworfen worden sind, tun sich zusammen zu einem großen Lärm, der grausig in den Ohren hallt, und jeder Nadelstich wird zu einer Wunde, aus der das Blut tröpfelt. Alles will auf einmal heimgezahlt sein.

Nikolaus Tschinderle bläst in den Aufruhr, und zuletzt steigt er auf einer unsichtbaren Leiter fort aus dieser Welt.

Ein Fürst kann er nicht sein, so wird er ein Räuber werden im Gebirg; jetzt wünscht er, die Leute hätten recht mit ihrer Angst vor der Räuberbande, die sie gespürt haben wollen, jetzt hofft er, die vier Saustecher seien wahrhaftig die schwarzen Gesellen gewesen. Und wenn es im Gebirg keine Räuber geben sollte, dann wird er der erste sein und gewiß nicht der letzte bleiben; geschundene, getretene arme Teufel sind überall, und sie warten nur darauf, daß man sie ins Gebirg ruft.

So wird Nikolaus Tschinderle ein Räuber und Held.

(Fortsetzung folgt.)

Nichts wird so schlimm oder so gut in der Welt als es vorher aussieht.

Bismarck

Ein Eisbein für Lilian Harvey.

Der Kellner der Filmstadt Neu-Babelsberg erzählt . . .

Von D. A. Ruhle.

„Ich wollt, ich wär' der Fuchs", erzählte neulich beim Nachmittagskaffee in dem gemütlichen Regiekasino der Filmstadt Babelsberg ein bekannter Drehbuchautor. „Dann brauchte ich mir wegen neuer Stoffe keine grauen Haare wachsen zu lassen! Was der Fuchs hier alles in seiner Kellnerlaufbahn gesehen hat, von Nizza bis Newyork, das ist mehr, als man in zehn Filmen unterbringen kann." Der Berichterstatter mußte allerdings widersprechen. Er hatte sich gerade längere Zeit mit Herrn Fuchs, dem „dienstältesten" Ober der Filmstadt Babelsberg, unterhalten und erfahren müssen, daß Ober zwar alles sehen, aber — darin ähnlich den Diplomaten, auch zu schweigen verstehen.

Nur um Sprachen zu lernen . . .

Die Mittagspause in Neu-Babelsberg ist vorüber. Überall in der Filmstadt leuchten die roten Lampen auf, ein Zeichen, daß gedreht wird und unbedingte Ruhe erforderlich ist. In dem Kasinoraum herrscht jetzt Ruhe. Eben klappte die Tür hinter Lilian Harvey zu; auch Willy Birgel, Hilde Weißner, die zusammen mit Tourjansky, dem Regisseur des Films „Geheimzeichen LB 17", noch rasch eine Tasse Kaffee vor Drehbeginn tranken, stehen wieder in der Dekoration . . . „Ja, Tourjansky kenne ich noch gut aus meiner Hollywooder Zeit...", meint Fuchs nachdenklich.

„In Hollywood waren Sie auch?" werfen wir gespannt ein.

„Ja, aber nicht etwa als Filmschauspieler. Ich bin schon 1911 'rübergekommen und seitdem ununterbrochen bis 1930 in dem Ambassador-Hotel in Los Angeles tätig gewesen. Sie müssen wissen, das Ambassador-Hotel ist der Treffpunkt der großen Filmstars. Jeder, der etwas ist, läßt sich dort sehen, und jeder, der etwas werden will, versucht dort Beziehungen anzuknüpfen. Wie ich dort hingekommen bin . . .? Nun, das ist gar nicht romantisch. Ich bin in Dresden geboren, lernte dort als Junge schon in einem der großen Hotels, ging dann nach Luzern, Neapel, Interlaken und Nizza. In diesen Hotels lernte ich erst einmal Italienisch und Französisch. Um Englisch zu lernen, nahm ich eine Stellung in einem Londoner Boarding-House an, 10 Schilling die Woche, und mußte dort Mädchen für alles spielen, Stiefelputzen und alles mögliche tun, was eigentlich nicht zu unserem Beruf gehört. Aber damals machten das alle deutschen Kollegen so, das Wichtigste war, die Sprache zu lernen. Von London ging's nach Newyork, von dort nach Palm-Beach, und schließlich wurde ich an das „Ambassador" in Los Angeles engagiert."

Adele verhörte die Chauffeure.

In den langen Jahren seiner Tätigkeit in Babelsberg hat Fuchs fast alle deutschen Schauspieler persönlich kennengelernt. Er kennt ihre Wünsche, die oft viel bescheidener sind, als das große Publikum es annimmt. Er hat Zarah Leander den Kaffee serviert, er kennt das Lieblingsbier von Willy Fritsch ebenso wie die Vorliebe der entzückenden Lilian Harvey für — Eisbein.

Auch Adele Sandrock gehörte früher zu den regelmäßigen, aber wohl auch schwierigsten Gästen des Kasinos. Mit ihrer ganzen Würde beanspruchte sie einen der langen Kasinotische für sich und ihre Zofe . . . und wehe, wenn ein anderer sich dransetzen wollte! An dem einen Ende nahm sie Platz, bescheiden am anderen die Zofe. Marie, so hieß die Zofe, mußte dann das eigene Eßbesteck, das die Sandrock immer mitbrachte, auswickeln. Das waren kleine Eigenheiten, die niemand der alten Dame verübelte. Schwierig war es nur, sie zum Autofahren zu bewegen. Oft wurde ihr zur Fahrt in die Stadt ein Wagen zur Verfügung gestellt. Sie rief dann erst den Chauffeur herein und stellte ein peinliches Examen mit dem verwunderten Mann an. „Ist Er verheiratet?" — „Ja!" — „Kinder?" — „Zwei, gnädige Frau!" — „Fährt Er auch vorsichtig? Wie lange fährt Er schon?" — Wenn sie aber dann ohne Unfall zu Hause angekommen war (und das geschah immer!), sparte sie nicht ein reichliches Trinkgeld.

Lilian lud die Belegschaft ein.

Die größte „Stubenlage", die in Babelsberg jemals ausgegeben wurde, spendierte Hans Albers an einem sehr heißen Sommertag den Komparsen, ein paar hundert Mann, die an seinem Film mitgewirkt hatten. Überhaupt ist das Verhältnis zwischen Star und der übrigen Belegschaft anders, als der Laie meistens annimmt. Lilian Harvey lud kürzlich zu ihrem Geburtstag die ganze Belegschaft des Ateliers, in dem sie arbeitete, zu einer Geburtstagsfeier ein.

Der Ober als Liebesdolmetscher.

Das netteste Ereignis, das in diesen Räumen spielte, liegt zwar einige Jahre zurück, ist aber des Erzählens wert. Ein seinerzeit noch wenig bekannter französischer Schauspieler (nennen wir ihn Monsieur X), der damals die Hauptrolle in der französischen Fassung eines deutschen Films spielte, saß während der Mittagspause durch Zufall an demselben Tisch mit einer englischen Kollegin Y, die auch in Babelsberg arbeitete, die er aber nie zuvor gesehen hatte. Es war bei beiden wirklich Liebe auf den ersten Blick. Aber — der Franzose, der nur Deutsch radebrechte, sprach kein Wort Englisch, sie, die auch nicht einmal Deutsch sprach, kein Wort Französisch. Hier mußte der Ober zwischen den Gängen der Mahlzeit als Liebesdolmetscher einspringen. Abwechselnd ließen sie und er sich freundliche Worte in des anderen Sprache auf Zettelchen notieren, die dann ausgetauscht wurden . . . Das ging ganz ausgezeichnet, bis plötzlich mit hochrotem Kopf der Aufnahmeleiter der französischen Version dem Idyll ein Ende machte. Monsieur X hatte ganz über dem blonden Wuschelkopf der Engländerin seine Arbeit vergessen . . . Als er wiederkam, konnte ihm der Ober nur sagen, daß die Dame bereits in die Stadt gefahren war, da sie heute abend mit den anderen englischen Schauspielern nach London zurückfliegen würde.

Monsieur X, todunglücklich, konnte noch rechtzeitig den Start des Flugzeuges ermitteln, sah nach der Uhr und stellte fest, daß er mit seinem Wagen gerade noch auf den Flugplatz zurechtkommen würde . . . Er kannte ja nicht einmal den Namen der Engländerin, auch die Ober konnten ihm diesen nicht verraten. Für alle Fälle ließ sich der Verliebte noch ein paar passende Worte in Englisch auf einen Zettel schreiben . . .

Es zeigte sich, daß dieses provisorische „Lexikon" nicht ausreichte. Denn damit, daß der heißentflammte Franzose der Miß Y auf dem Flugplatz gleich einen Heiratsantrag machen würde, hatte auch der welterfahrene Ober nicht gerechnet! Aber auf dem Flugplatz sprangen, wie Monsieur X später selbst erzählte, die Kollegen der Engländerin, die auch Französisch konnten, als Dolmetscher ein. Einige Wochne später flog der Franzose für zwei Tage nach London, nachdem er vorher die nötigen englischen Vokabeln, die man für eine Trauzeremonie braucht, bei seinem „Liebes-Dolmetscher" gelernt hatte . . . Monsieur ist heute ein berühmter Star in Hollywood, Miß Y dagegen tritt an einem großen Londoner Theater auf. Die Ehe soll — bis zur Scheidung — sehr glücklich verlaufen sein.

Bankett der Schmidts.

5000 Amerikaner namens Fred Smith gründen einen Verein.

Am 20. Mai versammelten sich in Newyork 5000 Männer namens **Fred Smith**, um den dritten Jahrestag der Gründung der Fred Smith-Gesellschaft feierlich zu begießen.

Amerika ist auch heute noch ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Oder glaubt jemand, in einem anderen Land als in den Vereinigten Staaten wäre es möglich gewesen, eine Gesellschaft zu gründen, deren sämtliche Mitglieder Fred Smith heißen müssen? Weder in Deutschland, in England oder in Japan wäre es auch möglich, ein Bankett zu veranstalten, bei dem 5000 Männer des gleichen Vor- und Nachnamens zugegen sind. Aber wenn es um lustigen Unsinn geht, dann gibt es für die Amerikaner kein Unmöglich. Dann gründet man eben eine „Fred Smith-Gesellschaft" und lädt alle Fred Smiths nach Newyork zu einem Bankett.

Smith auf englisch kann im Deutschen nur mit dem Namen Schmidt verglichen werden. Man darf sicher annehmen, daß auch Deutschland es durchaus fertig bringen würde, eine Kompanie oder ein Bataillon aus lauter Friedrich oder Fritz Schmidts zusammenzustellen. Dennoch würde bei uns niemand auf den Gedanken kommen, einmal alle Männer namens Friedrich Schmidt zu zählen, einen Verein der Friedrich Schmidts zu gründen und aus den Beiträgen der Mitglieder jedes Jahr Friedrich Schmidt aus Schlesien, aus Schleswig-Holstein oder aus dem Rheinland zu einem Festessen nach Berlin einzuladen.

Nichtsdestoweniger entbehrt die Geschichte der Fred-Smith-Gesellschaft in Amerika nicht einer gewissen Vernunft. Vor drei Jahren sanken vier Newyorker namens Fred Smith erschöpft in den Sessel, als sie wieder einmal bei Telefonanrufen, Telegrammen und Briefpost miteinander zum soundsovielten Male verwechselt worden waren. Sie beschlossen einen Verein zu gründen, dessen Aufgabe es sein sollte, sie vor den Irrtümern zu schützen, deren tägliche Opfer sie waren. Natürlich wollte keiner von ihnen seinen unveräußerlichen Vornamen Fred und ehrenwerten Familiennamen Smith aufgeben. So beschlossen sie, an den Nachnamen die Berufsbezeichnung anzuhängen. Es gab also alsbald einen Versicherungs-Smith, einen Schneider-Smith, einen Schuster-Smith u. a. m.

Die Idee zog schnell weitere Kreise. Immer mehr Friedrich Schmidts stellten Aufnahmeanträge. Am ersten Jahrestag der Gründungsversammlung dinierten bereits tausend Mitglieder. Jedes Mitglied mußte sich im übrigen verpflichten, auf Grund des Mitgliedskataloges jede Post, die etwa der Zahnarzt-Schmidt irrtümlicherweise für den Photo-Schmidt erhalten hatte, an diesen umzuadressieren. Eine weitere Aufgabe des Vereins ergab sich aus dem Wunsch, jeden Amerikaner namens Fred Smith zum Mitglied zu gewinnen. Innerhalb drei Jahren schwoll die Mitgliederzahl deshalb auf 5000 an.

Am diesjährigen dritten Fred Smith-Tag wurde ein besonderes Ereignis gefeiert. Eines der Mitglieder, nunmehr unter dem Namen Petroleum-Smith ins Register eingetragen, ist im letzten Jahr Multimillionär geworden. Beim Umgraben seines Gartens stieß er nämlich auf Ölquellen. Fred Smith-Petrole, der Held des dritten Banketts, hat selbstverständlich dem Verein eine Sonderzuwendung zukommen lassen. Die Namensvettern werden nicht nur Freibier trinken, sondern auch den Festbraten umsonst genießen können.





„Sind die anderen Fernsprecher in Unordnung?"
„Nein, im Gegenteil, aber bei diesem fällt der Groschen wieder hinaus, wenn man den Hörer anhängt!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.